

nora
roberts

Lockruf
der Gefahr

roman



DIANA

Nora Roberts

Lockruf der Gefahr

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christiane Burkhardt

Diana

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *Black Hills* bei G. P. Putnam's Sons, Penguin Group (USA) Inc., New York

Copyright © 2009 by Nora Roberts
Published by Arrangement with Eleanor Wilder
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2009

by Diana Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe
GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Redaktion | Hanna Schwenzer

Herstellung | Helga Schörnig

Covergestaltung | t.mutzenbach design

ISBN 978-3-641-03837-3
V002

www.diana-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Widmung

TEIL 1 - Herz

Kapitel 1 - South Dakota

Kapitel 2

Kapitel 3 - Black Hills

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6 - South Dakota

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

TEIL 2 - Kopf

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

[Kapitel 19](#)
[Kapitel 20](#)

[TEIL 3 - Geist](#)

[Kapitel 21](#)
[Kapitel 22](#)
[Kapitel 23](#)
[Kapitel 24](#)
[Kapitel 25](#)
[Kapitel 26](#)
[Kapitel 27](#)
[Kapitel 28](#)
[Kapitel 29](#)
[Kapitel 30](#)

Für all jene, die die Wildnis schützen und verteidigen

TEIL 1

Herz

Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.

MATTHÄUS, 6,21

1

South Dakota

JUNI 1989

Von Cooper Sullivans bisherigem Leben war nichts mehr übrig. Seine Eltern hatten sich durch nichts umstimmen lassen, weder durch Bitten, Appelle an die Vernunft, Wutausbrüche oder Drohungen. Stattdessen hatten sie ihn verbannt, weit fort von allem, was ihm vertraut war und was er liebte, in eine Welt, in der es weder Videospiele noch Big Macs gab.

Das Einzige, das ihn davor bewahrte, an *purere Langeweile* zu sterben, war sein geliebter Gameboy.

Wahrscheinlich würde es während seiner Verbannung nur ihn und Tetris geben - zwei schreckliche, bescheuerte Monate lang.

Alle seine Freunde waren Lichtjahre weit weg in New York. Sie würden den Sommer gemeinsam verbringen, an die Strände von Long Island fahren oder runter nach Jersey. Ihm hatte man eigentlich ein zweiwöchiges Baseballcamp im Juli versprochen.

Aber dann kam alles ganz anders.

Jetzt waren seine Eltern unterwegs nach Italien, Frankreich und anderen dämlichen Orten, auf einer Art zweiten Hochzeitsreise. Ein letzter verzweifelter Versuch, die Ehe zu retten.

Den elfjährigen Sohn mitzunehmen, war wohl nicht romantisch genug, deshalb hatten sie ihn zu seinen Großeltern verbannt, ins hinterletzte Kaff nach South Dakota.

Dabei hatte er nicht das Geringste verbraucht. Es war schließlich nicht seine Schuld, dass sein Vater sich immer mit anderen Frauen traf. Und seine Mutter sich damit tröstete, dass sie die ganze Madison Avenue leer kaufte. Sie hatten es versaut, und jetzt musste er den Sommer auf einer blöden Pferde-Farm verbringen, bei Großeltern, die er kaum kannte.

Und die noch dazu so *alt* waren.

Er sollte ihnen mit den stinkenden und zwickenden Pferden und Hühnern helfen.

Sie hatten keine Haushälterin, und sie fuhren kein Auto, sondern einen Lieferwagen.

Der *einzig*e Fernseher im Haus hatte kaum Empfang, und einen McDonald's gab es auch nicht. Keine Freunde. Keinen Sportplatz, keine Kinos, keine Spielsalons.

Er sah von seinem Gameboy auf und schaute aus dem Autofenster. Blöde Berge, blöde Prärie, blöde Bäume. Es gab wirklich nichts Spannendes zu sehen. Wenigstens hatte sein Großvater aufgehört, ihn bei seinem Spiel zu unterbrechen, um ihm irgendwas über die Gegend zu erzählen, durch die sie gerade fuhren.

Als ob ihn diese dämlichen Siedler, Indianer und Soldaten interessierten, die hier irgendwann einmal gelebt hatten.

Allein die Tatsache, dass der nächstgelegene Ort Deadwood hieß, sprach Bände.

Den ganzen Sommer über würde er kein einziges Match im Yankee-Stadion sehen.

Genauso gut hätte er tot sein können.

Er wollte nach Hause.

Seine Großmutter drehte sich auf dem Beifahrersitz um.

»Bald haben wir die Ranch der Chances erreicht«, sagte sie. »Es war nett von ihnen, uns zum Mittagessen

einzuladen. Lil wird dir gefallen. Sie ist fast genauso alt wie du.«

Er wusste, was man von ihm erwartete. »Ja, Ma'am.« Als ob er sich mit irgendeinem *Mädchen* abgeben würde. Mit irgendeiner doofen Bauerngöre, die wahrscheinlich nach Pferd roch und auch so aussah.

Er senkte den Kopf und vertiefte sich wieder in sein Tetris, damit ihn seine Großmutter in Ruhe ließ.

Sie hieß Lucy, aber er sollte sie Oma nennen.

Sie kochte und backte. Jede Menge. Und hängte Laken und andere Sachen an einer Wäscheleine hinter der Farm auf. Sie nähte und putzte und sang dabei. Sie hatte eine schöne Stimme, wenn man so was mochte.

Sie half auch mit den Pferden. Und Coop musste zugeben, dass er überrascht und beeindruckt gewesen war, als sie eines davon ohne Sattel bestiegen hatte.

Sie war *mindestens* fünfzig - also uralt. Aber nicht gebrechlich.

Meist trug sie Stiefel, Jeans und karierte Hemden. Nur heute nicht. Da hatte sie ein Kleid angezogen, und ihre braunen Haare, die sie sonst zu einem Zopf flocht, waren offen.

Als er aus dem Fenster sah, entdeckte er noch mehr Bäume, weniger flaches Land, und dahinter erhoben sich die Berge, die Black Hills. Unregelmäßige grüne Hügel mit nackten Felsen prägten das Bild.

Er wusste, dass seine Großeltern Pferde züchteten und sie für Ausritte an Touristen vermieteten. Er verstand das nicht. Er verstand nicht, warum man sich auf ein Pferd setzen und um Felsen und Bäume herumreiten wollte.

Als das Haus in Sichtweite kam, sah es fast genauso aus wie das seiner Großeltern. Zwei Stockwerke, Fenster, eine große Veranda. Nur dass dieses Haus blau war statt weiß.

Um das Haus herum gab es viele Blumenbeete.

Eine Frau trat auf die Veranda und winkte. Sie trug ebenfalls ein Kleid. Ein langes, wie auf Fotos von Hippies.

Sie hatte sehr dunkles Haar, das zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden war. Vor dem Haus standen zwei Lieferwagen und ein altes Auto.

Sie sah wirklich aus wie ein Hippie, dachte Coop. Er hatte gehört, dass Hippies Hasch rauchten, viel Sex hatten und Orgien feierten.

Sein Großvater, ein wortkarger Mann, stieg aus dem Wagen. »Hallo Jenna.«

»Schön, dich zu sehen, Sam.« Die Frau, die möglicherweise ein Hippie war, küsste seinen Großvater auf die Wange, drehte sich um und umarmte seine Großmutter. »Lucy! Habe ich dir nicht gesagt, du sollst nichts mitbringen?«, setzte sie nach, als Lucy einen Korb aus dem Wagen holte.

»Ich konnte nicht anders. Ein Kirschkuchen.«

»Da sagen wir natürlich nicht nein. Und das ist also Cooper.« Jenna gab ihm die Hand wie einem Erwachsenen. »Willkommen.«

Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Lil freut sich schon auf dich, Cooper. Sie hat noch etwas mit ihrem Dad zu erledigen, aber sie werden gleich hier sein. Wie wär's mit etwas Limonade? Ich wette, du bist durstig nach der Fahrt.«

Aus der Ferne sah Cooper ein Mädchen aus der Scheune kommen. Sie hatte genauso dunkle Haare wie die Hippie-Frau, also musste es Lil sein. Sie trug hochgekrempelte Jeans und knöchelhohe Turnschuhe, auf ihren zwei langen Zöpfen saß eine rote Baseballkappe.

Sie sah schmutzig und dumm aus, er konnte sie auf Anhieb nicht leiden.

Kurz darauf tauchte ein Mann hinter ihr auf. Sein gelbes Haar war zu einem langen Pferdeschwanz gebunden, was seine Hippie-Vermutung bestätigte. Auch er trug eine Baseballkappe. Er sagte irgendetwas zu dem Mädchen, woraufhin es lachte und den Kopf schüttelte. Was immer es auch gewesen war – es rannte los, aber der Mann hielt es fest.

Coop hörte, wie Lil fröhlich kreischte, als der Mann sie herumwirbelte.

Hatte sein Vater je Fangen mit ihm gespielt?, fragte sich Coop. Hatte er ihn je hochgeworfen und herumgewirbelt?

Nicht, dass er sich erinnern konnte. Sein Vater und er *diskutierten* - vorausgesetzt, es blieb Zeit dafür. Und Zeit war ein knappes Gut, wie Cooper wusste.

Aber Hinterwäldler hatten Zeit im Überfluss, dachte Cooper. Sie mussten sich ja auch nicht den Anforderungen der Geschäftswelt stellen, so wie der Chef einer Anwaltskanzlei mit dem Renommee seines Vaters. Sie waren keine Sullivans in dritter Generation, mit der Verantwortung, die so ein Name mit sich bringt.

Deshalb konnten sie ihre Kinder den ganzen Tag herumwirbeln.

Weil ihm das einen Stich gab, wandte er sich ab. Ihm blieb keine andere Wahl, er musste sich den Rest des Tages quälen lassen.

Lil kicherte, als ihr Vater sie noch einmal wild herumwirbelte. Als sie wieder zu Atem gekommen war, warf sie ihm einen betont strengen Blick zu.

»Das wird *nicht* mein Freund.«

»Das sagst du heute.« Josiah Chance kitzelte seine Tochter zwischen den Rippen. »Aber ich werde diesen Großstadtsnob ganz genau im Auge behalten.«

»Ich will überhaupt keinen Freund.« Lil winkte ab, so überzeugend, wie sie es mit ihren gerade mal zehn Jahren vermochte. »Das bringt bloß Ärger.«

Joe zog sie an sich und strich ihr über die Wange. »Ich werde dich in ein paar Jahren daran erinnern. Sie scheinen da zu sein. Am besten, wir sagen Hallo und ziehen uns um.«

Im Grunde hatte sie nichts *gegen* Jungs, dachte Lil. Und sie wusste auch, wie sie sich Besuch gegenüber zu

benehmen hatte. Trotzdem ... »Wenn ich ihn nicht mag, muss ich dann trotzdem mit ihm spielen?«

»Er ist unser Gast. Ein Fremder in einer fremden Welt. Wenn man dich nach New York verfrachtet hätte, wärst du bestimmt auch froh, wenn jemand in deinem Alter nett zu dir ist und dir alles zeigt.«

Sie zog die Nase kraus. »Ich will nicht nach New York.«

»Ich wette, er ist auch nicht freiwillig hergekommen.«

Sie verstand das nicht. Hier gab es doch alles: Pferde, Hunde, Katzen, Berge, Bäume. Aber ihre Eltern hatten ihr beigebracht, dass die Menschen nicht überall gleich sind.

»Ich werde nett zu ihm sein.« Zumindest am Anfang.

»Aber du brennst nicht mit ihm durch und heiratest ihn.«

»Dad!«

Sie verdrehte die Augen. Als sie bei dem Jungen angelangt waren, musterte Lil ihn wie eine fremde Spezies.

Er war größer als erwartet, sein Haar hatte die Farbe von Kiefernrinde. Er sah wütend aus oder traurig, sie konnte sich nicht recht entscheiden. Aber weder das eine noch das andere war viel versprechend. Seine Kleidung stammte eindeutig aus der Großstadt – dunkle Jeans, die noch nicht oft genug getragen oder gewaschen worden waren, um auszubleichen, und ein steif gebügeltes weißes Hemd. Er nahm das Glas Limonade, das ihre Mutter ihm anbot, und musterte Lil mit derselben Aufmerksamkeit.

Beim Schrei eines Habichts zuckte er zusammen, und Lil ertappte sich bei einem Grinsen. Ihre Mutter würde nicht begeistert sein, wenn sie sich über den Besuch lustig machte.

»Sam.« Mit breitem Grinsen gab Joe ihm die Hand. »Wie geht's?«

»Ich kann nicht klagen.«

»Und wie gut du wieder aussiehst, Lucy!«

»Man tut, was man kann. Das ist unser Enkel, Cooper.«

»Schön, dich kennenzulernen, Coop. Willkommen in den Black Hills. Das ist meine Lil.«

»Hallo.« Sie legte den Kopf schief. Er hatte blaue Augen – eisblaue Augen, die genauso ernst wirkten wie der Rest von ihm.

»Joe und Lil, geht euch umziehen. Wir essen draußen«, sagte Jenna. »Das Wetter ist herrlich. Cooper, du wirst neben mir sitzen und mir erzählen, was du in New York so treibst. Ich war noch nie dort.«

Bisher hatte ihre Mutter noch jeden zum Reden gebracht und ihm ein Lächeln entlockt, dachte Lil. Nicht aber Cooper Sullivan aus New York City. Er antwortete, wenn man ihn etwas fragte, und achtete auf seine Manieren, aber mehr auch nicht. Sie setzten sich an den Picknicktisch, den Lil so liebte, und machten sich über Backhuhn und Brötchen, Kartoffelsalat und Brechbohnen aus dem Garten her.

Die Unterhaltung drehte sich um Pferde, Rinder und Getreide, dann kam man auf das Wetter, die Geschäfte und die Nachbarn zu sprechen. Alles Dinge, die Lil interessierten.

Als Joe auf das Thema Baseball zu sprechen kam, taute endlich auch Cooper ein wenig auf.

»Boston wird seine Unglücksserie noch dieses Jahr beenden.«

Cooper schnaubte laut auf und zuckte gleich darauf die Achseln.

»Aber klar doch, Mister New York. Yankees oder Mets?«

»Yankees.«

»Keine Chance.« Beinahe mitleidig schüttelte Joe den Kopf. »Nicht dieses Jahr, mein Junge.«

»Baltimore macht euch doch jetzt schon fertig.«

»Die hatten bloß Glück. Letztes Jahr sind sie rausgeflogen, und sie werden es auch diesmal nicht schaffen.«

»Aber dann werden die Red Sox aufsteigen.«

»Mit Ach und Krach vielleicht.«

Zum ersten Mal grinste Cooper.

»Ich werd mal meine Expertin befragen. Sox oder Yankees, Lil?«

»Weder noch. Baltimore wird gewinnen. Die haben die jungen Spieler, den nötigen Elan. Und Frank Robinson. Boston ist weit oben, aber schaffen werden sie es nicht. Die Yankees? Keine Chance, nicht dieses Jahr.«

»Mein einziges Kind fällt so über mich her.« Joe fasste sich gespielt dramatisch ans Herz. »Bist du ein Baseman, Coop?«

»Ja, Sir. Second Baseman.«

»Lil, nimm Coop mit hinter die Scheune. Dort könnt ihr euch das Essen mit ein bisschen Schlagtraining wieder abtrainieren.«

»Gut.«

Coop rutschte von der Bank. »Danke für das Essen, Mrs Chance. Es war ausgezeichnet.«

»Gern geschehen.«

Als die Kinder verschwunden waren, sah Jenna zu Lucy hinüber. »Armer kleiner Junge«, murmelte sie.

Die Hunde tobten vor ihnen über die Wiese. »Ich bin Third Baseman«, sagte Lil zu Coop.

»Wo? Hier ist doch nichts?«

»Bei Deadwood. Wir haben ein Spielfeld und eine Mannschaft. Ich werde die erste Frau sein, die es in die Oberliga schafft.«

Coop schnaubte erneut. »Frauen spielen nicht in der Oberliga. So ist das nun mal.«

»Aber deswegen muss es noch lange nicht so bleiben, sagt meine Mutter immer. Und wenn meine aktive Zeit vorbei ist, werde ich Trainerin.«

Er grinste. Obwohl sie das rasend machte, gefiel er ihr gleich ein Stück besser.

»Wo spielt ihr in New York? Ich dachte, da sind überall Häuser?«

»Wir spielen im Central Park und manchmal in Queens.«

»Was ist Queens?«

»Ein Viertel.«

»Ein Viertel von was?«

»Nein, ein Stadtviertel, Mensch! Ein Ort.«

Sie blieb stehen, stemmte die Hände in die Hüften und sah ihn mit ihren dunklen Augen funkelnd an. »Wenn du versuchst, jemanden bloßzustellen, nur weil er nachfragt, stellst du dich selbst bloß.«

Er zuckte die Achseln und ging mit ihr um die große rote Scheune herum.

Es roch nach Vieh – nach Staub und Kot. Coop begriff nicht, wie man mit diesem Gestank leben konnte oder mit dem ständigen Hufgetrappel, Geschnaube und Gemuhe. Er wollte gerade eine abfällige Bemerkung machen – schließlich war sie nur ein Kind, und außerdem ein Mädchen –, als er den Schlagkäfig sah.

Vielleicht nicht gerade das, was er gewohnt war, aber gut genug. Irgendjemand, wahrscheinlich Lils Vater, hatte aus Maschendraht einen Schlagkäfig gebaut. Neben der Scheune befand sich eine verwitterte Kiste. Lil öffnete sie und holte Handschuhe, Schläger und Bälle heraus.

»Mein Dad und ich trainieren meistens nach dem Abendessen. Mom macht manchmal den Pitcher, aber sie kann nicht werfen. Du bist der Gast, du darfst als Erster schlagen, wenn du willst. Aber du musst einen Schlaghelm aufsetzen.«

Coop setzte den Helm auf, den sie ihm gab, und wog die einzelnen Schläger prüfend in der Hand. Einen Schläger zu halten, fühlte sich fast so gut an wie ein Gameboy. »Dein Dad trainiert mit dir?«

»Klar, er ist gut. Er hat mehrere Saisons in der Unterliga gespielt, damals an der Ostküste.«

»Echt?« Alle Überheblichkeit war wie weggeblasen. »Er war ein Profi?«

»Ja, für ein paar Saisons. Dann bekam er Probleme mit seiner Rotatorenmanschette, und das war's dann. Er beschloss, sich in den Staaten umzusehen, und ist hier gelandet. Er hat für meine Großeltern gearbeitet – das war mal ihre Farm – und meine Mutter kennengelernt. Und das war's dann endgültig. Willst du schlagen?«

»Ja.« Coop ging zurück zum Käfig und holte ein paar Mal probenhalber aus. Sie warf einen geraden, langsamen Ball, den er voll erwischte und in das angrenzende Feld schlug.

»Nicht schlecht.« Sie nahm den nächsten Ball, ging auf ihre Position und machte noch einen einfachen Wurf.

Coop spürte den leichten Linksdrall, als der Ball ins Feld segelte. Er traf auch den dritten Ball, ließ die Hüften kreisen und wartete auf den nächsten Wurf.

Sie warf haarscharf an ihm vorbei.

»Netter Versuch«, sagte sie nur, als er sie wütend anfunktete.

Er griff den Schläger etwas weiter oben und scharrte mit den Füßen. Sie trickste ihn mit einem niedrigen Ball aus. Den nächsten erwischte er und fälschte ihn ab, sodass es klirrte, als er den Käfig traf.

»Du bist dran.« Jetzt würde er es ihr zeigen.

Sie tauschten Plätze. Anstatt dass er es langsam angehen ließ, warf er ihr einen scharfen Ball zu. Sie erwischte ihn knapp, aber der Ball kam im Aus auf. Den nächsten traf sie so, dass er hoch in die Luft flog. Aber beim dritten Wurf traf sie voll ins Schwarze. Wäre das ein richtiges Spielfeld gewesen, hätte das einen Homerun bedeutet, musste Coop neidlos anerkennen.

»Du bist wirklich gut.«

Nachdem Lil den Schläger gegen den Käfig gelehnt hatte, ging sie los, um die Bälle auf dem angrenzenden Feld einzusammeln.

»Bist du schon mal bei einem richtigen Spiel dabei gewesen? Im Yankee-Stadion zum Beispiel?«

»Klar. Mein Vater hat Saisonkarten für die vordersten Ränge – gleich hinter der Third Base.«

»Quatsch!«

Es tat gut, sie zu beeindrucken. Außerdem konnte es nicht schaden, jemanden zu haben, mit dem man über Baseball reden konnte. Auch wenn es nur ein Mädchen vom Land

war. Dafür konnte Lil mit Ball und Schläger umgehen, und das war schon mal ein Pluspunkt.

Trotzdem zuckte Coop nur die Achseln und sah zu, wie Lil durch den Stacheldraht schlüpfte, ohne sich zu verletzen. Als sie sich umdrehte und den Draht für ihn etwas weiter auseinanderhielt, hatte er nichts dagegen.

»Wir sehen uns die Spiele im Fernsehen an oder verfolgen sie im Radio. Einmal sind wir sogar bis nach Omaha gefahren, um uns ein Match anzusehen. Aber ich war noch nie in einem Oberliga-Stadion.«

Das machte ihm erneut bewusst, wo er hier eigentlich war. »Das ist meilenweit entfernt. Wie alles andere.«

»Pass auf, wo du hintrittst. Hier gibt es jede Menge Kuhfladen.«

»Das ist ja eklig.«

»Hast du Haustiere?«, fragte sie.

»Nein.«

Sie konnte sich nicht vorstellen, keine Tiere um sich zu haben, nirgendwo, nie. Schon bei dem Gedanken daran bekam sie Mitleid.

»Du kannst kommen und mit unseren Hunden spielen, wenn du willst. Und den Schlagkäfig kannst du natürlich auch benutzen.«

»Vielleicht.« Er warf ihr einen weiteren verstohlenen Blick zu. »Danke.«

»Hier gibt es nicht viele Mädchen, die Baseball mögen. Oder Wandern und Angeln. Aber ich liebe das. Dad bringt mir das Fährtenlesen bei. Mein Opa - der Vater meiner Mutter - hat es ihm gezeigt. Er ist richtig gut darin.«

»Fährtenlesen?«

»Tier- und Menschenspuren. Nur so zum Spaß. Hier gibt es zahlreiche Wanderwege, und viele machen das.«

»Wenn du es sagst.«

Wegen seines abfälligen Tons legte sie den Kopf schief. »Warst du jemals zelten?«

»Wieso sollte ich?«

Sie lächelte nur. »Bald wird es dunkel. Am besten, wir suchen den letzten Ball und gehen zurück. Wenn du das nächste Mal kommst, spielt Dad vielleicht mit. Oder wir gehen reiten. Reitest du gern?«

»Auf Pferden, meinst du? Ich kann nicht reiten. Es sieht dämlich aus.«

»Es ist nicht dämlich, es ist höchstens dämlich, so was zu sagen, bloß weil du nicht reiten kannst. Außerdem macht es Spaß. Wenn wir ...«

Sie blieb wie erstarrt stehen, sog scharf die Luft ein und packte Coops Arm. »Rühr dich nicht von der Stelle.«

»Was?« Weil die Hand auf seinem Arm zitterte, schlug ihm das Herz bis zum Hals. »Eine Schlange?«

In Panik überflog er mit seinen Augen das Gras.

»Ein Puma.« Sie hauchte das Wort mehr, als dass sie es sagte, und starrte ins dichte Unterholz.

»Was? Wo?« Bestimmt wollte sie ihn nur auf den Arm nehmen und ihm einen gehörigen Schreck einjagen. Er versuchte ihre Hand abzuschütteln. Erst sah er nur das Unterholz, die Bäume, den ansteigenden Fels und den Berg.

Dann sah er den Schatten. »Mist! Verdammter Mist!«

»Nicht rennen!« Sie sah ihn beschwörend an. »Wenn du rennst, verfolgt er dich, und er ist schneller. Nein!« Sie packte Coopers Arm, als sich dieser langsam aufrichtete und den Ball fester umklammerte. »Nichts werfen, noch nicht. Mom sagt ...« Sie wusste nicht mehr, was ihre Mutter ihr alles eingeschärft hatte. Sie hatte noch nie zuvor eine freilebende Wildkatze gesehen, und schon gar nicht in der Nähe der Farm. »... man muss Lärm machen und so imposant wie möglich wirken.«

Zitternd stellte sich Lil auf die Zehenspitzen, streckte die Arme über den Kopf und begann zu brüllen. »Geh weg! Hau ab! Los, schrei!«, schrie sie Cooper an. »Bau dich bedrohlich vor ihm auf!«

Mit dunklen, flammenden Augen maß sie den Puma vom Kopf bis zur Schwanzspitze. Obwohl ihr Herz vor lauter

Angst raste, spürte sie noch etwas anderes.

Ehrfurcht.

Sie sah, wie seine Augen in der einfallenden Dämmerung funkelten, so als könnte er in sie hineinsehen. Obwohl ihre Kehle trocken wurde, dachte sie: Er ist schön. Ist der schön!

Voller Kraft und Anmut ging er auf und ab, wobei er sie nicht aus den Augen ließ. So als wüsste er nicht, ob er angreifen oder fliehen sollte.

Neben ihr schrie sich Coop die Seele aus dem Leib, er war ganz heiser vor lauter Angst. Sie sah, wie die Wildkatze im Schatten verschwand. Mit einem Satz war sie weg, ein mattgoldener Pfeil, der noch einmal kurz aufblitzte.

»Er ist weg. Er ist weggelaufen.«

»Nein«, murmelte Lil. »Er ist geflogen.«

Über das Rauschen in ihren Ohren hinweg hörte sie, wie ihr Vater nach ihr rief. Sie drehte sich um. Er rannte auf das Feld zu, die überraschten Rinder stoben auseinander. Ein paar Meter hinter ihm kam Coops Großvater angelaufen. Er hatte ein Gewehr in der Hand, das er aus dem Haus geholt haben musste. Begleitet wurden sie von den Hunden und ihrer Mutter, die eine Schrotflinte dabei hatte, sowie Coops Großmutter.

»Ein Puma.« Sie hatte das Wort kaum ausgesprochen, als Joe sie hochriss und in seine Arme nahm. »Dort. Dort hinten. Aber jetzt ist er weg.«

»Geht ins Haus, Coop.« Mit seinem freien Arm zog Joe Coop an sich. »Los, ihr beiden. Geht ins Haus. Sofort.«

»Er ist weg, Dad. Wir haben ihn verjagt.«

»Marsch! Ein Puma«, sagte er, als Jenna Sam überholte und sie erreichte.

»Gott sei Dank, du bist unverletzt.« Sie nahm Lil in den Arm und gab Joe ihre Flinte. »Du bist unverletzt.« Sie küsste Lils Gesicht und ihre Haare, dann beugte sie sich zu Coop herunter und tat bei ihm dasselbe.

»Bring sie ins Haus, Jenna. Nimm die Kinder und Lucy und geht hinein.«

»Kommt. Los, kommt.« Jenna legte die Arme um beide Kinder und sah in Sams grimmiges Gesicht, der sie soeben erreicht hatte. »Pass auf.«

»Bitte bring ihn nicht um, Dad!«, rief Lil, als ihre Mutter sie wegzog. »Er war so schön!« Sie suchte das Unterholz und die Bäume nach ihm ab, in der Hoffnung, noch einen letzten Blick auf ihn zu erhaschen. »Bring ihn nicht um.«

2

Coop hatte Albträume. In einem sprang der Puma mit seinen funkelnden gelben Augen durch sein Schlafzimmerfenster und verschlang ihn mit großen, gierigen Bissen. In einem anderen hatte er sich in den Bergen verlaufen, in all dem Grün und den Felsen, die sich meilenweit erstreckten. Niemand suchte ihn. Niemand hatte sein Verschwinden überhaupt bemerkt.

Er hatte sich inzwischen widerwillig mit seinem Gefängnis abgefunden, erledigte, was man ihm auftrug, aß seine Mahlzeiten und spielte mit seinem Gameboy. Wenn er seine Pflichten ordnungsgemäß erledigte, würde er vielleicht Freigang bekommen. Dann könnte er die Chances besuchen und den Schlagkäfig benutzen.

Vielleicht würde Mr Chance auch mitspielen. Dann könnte er ihn fragen, wie es ist, Profibaseballer zu sein. Coop wusste, dass sein Vater von ihm erwartete, dass er Jura studierte und in seine Kanzlei eintrat. Dass er eines Tages ein berühmter Anwalt würde. Aber vielleicht konnte er auch Baseballspieler werden.

Wenn er gut genug war.

Er saß schweigend am alten Küchentisch und frühstückte seine Flapjacks, wie seine Großmutter ihre Pfannkuchen nannte, während sie am Herd hantierte. Sein Großvater war bereits draußen und bastelte irgendwo an der Farm herum.

Lucy goss Kaffee in einen dicken weißen Becher und trug ihn zum Tisch. Sie nahm gegenüber von ihm Platz. »Cooper, du bist jetzt zwei Wochen bei uns.«

»Kann sein.«

»Mehr Zeit zum Trübsalblasen ist nicht drin. Du bist ein guter, kluger Junge. Du tust, was man dir sagt, und gibst keine Widerworte. Keine, die wir hören könnten.«

So wie sie ihn ansah, aufmerksam, aber nicht hämisch, wusste sie genau, dass er insgeheim jede Menge Widerworte gab.

»Das sind gute Eigenschaften. Aber du schmollst auch gern, hast nichts für Tiere übrig und benimmst dich, als wärst du hier im Gefängnis. Das sind weniger gute Eigenschaften.«

Er schwieg, wünschte sich aber, er hätte schneller gefrühstückt und wäre bereits weg. Er zog die Schultern hoch und bereitete sich auf eine *Diskussion* vor. Seiner Erfahrung nach bedeutete das, dass man ihm sagte, was er alles falsch machte. Dass man mehr von ihm erwarte und dass er eine Enttäuschung sei.

»Ich weiß, dass du wütend bist, und das ist dein gutes Recht. Deshalb haben wir dir diese zwei Wochen gegönnt.«

Er blinzelte in seinen Teller und legte verwirrt die Stirn in Falten.

»Ehrlich gesagt bin ich auch wütend. Deine Eltern haben sich unheimlich egoistisch verhalten und kein bisschen an dich gedacht.«

Er hob nur ein wenig den Kopf, aber sein Blick fand den ihren. Vielleicht war das ein Trick, dachte er. Um ihn auflaufen zu lassen und ihn bestrafen zu können. »Sie können tun und lassen, was sie wollen.«

»Ja, das stimmt.« Sie nickte kurz, während sie ihren Kaffee trank. »Aber deshalb sollten sie es noch lange nicht tun. Ich freue mich, dass du hier bist, und dein Großvater freut sich auch, obwohl er nicht viele Worte darüber verliert. Wir wollen dich hier haben, wir wollen unseren einzigen Enkel kennenlernen und endlich mal etwas Zeit mit ihm verbringen. Aber du willst nicht hier sein, und das tut mir weh.«

Sie sah ihm direkt in die Augen. *Es fühlte sich nicht wie ein Trick an.* »Ich weiß, dass du lieber zu Hause wärst«, fuhr sie fort, »bei deinen Freunden. Ich weiß, dass du in dieses Baseballcamp wolltest, das sie dir versprochen haben.«

Sie nickte erneut, nippte an ihrem Kaffee und starrte aus dem Fenster. Sie schien wirklich wütend zu sein. Aber nicht auf ihn. Sie war wütend darüber, dass er das durchmachen musste.

»Ich will einfach nur nach Hause.« Er hatte es nicht aussprechen, sondern nur denken wollen. Aber die Worte waren einfach so aus ihm herausgesprudelt, während er immer noch diesen Stich spürte.

Sie sah ihm wieder in die Augen. »Ich weiß, mein Schatz, ich weiß. Ich wünschte, ich könnte dir diesen Gefallen tun.«

Er glaubte ihr. Sie redete mit ihm, als ob ihr das wirklich wichtig wäre. Deshalb strömten die Worte und das Elend nur so aus ihm heraus.

»Sie haben mich einfach weggeschickt, dabei habe ich gar nichts getan.«

Tränen erstickten seine Stimme. »Sie wollten mich nicht dabeihaben. Sie wollten mich nicht.«

»Aber wir wollen dich hierhaben. Ich weiß, im Moment ist das nur ein schwacher Trost. Aber wissen sollst du es trotzdem. Vielleicht brauchst du mal irgendwann in deinem Leben einen Rückzugsort. Du sollst wissen, dass du hier stets willkommen bist.«

Er sprach das Unsagbare aus. »Sie lassen sich scheiden.«

»Ja, wahrscheinlich hast du recht.«

Er blinzelte und starrte sie an. Er hatte erwartet, dass sie es abstreiten und sagen würde, alles käme wieder in Ordnung. »Und was wird dann aus mir?«

»Du wirst darüber hinwegkommen.«

»Sie lieben mich nicht.«

»Aber wir. Wir lieben dich«, sagte sie mit fester Stimme, als er seinen Kopf erneut senkte und schüttelte. »Zum einen, weil wir deine Familie sind. Zum anderen, weil wir dich lieben. Ganz einfach. Ich kann dir nicht befehlen, hier glücklich zu werden, Cooper, aber ich möchte dich um etwas bitten. Nur um eine einzige Sache, die dir vielleicht sehr schwerfällt. Aber ich möchte dich bitten, es trotzdem

zu versuchen. Vielleicht entdeckst du trotzdem etwas, das dir gefällt. Dann kommt dir die Zeit bis Ende August auch nicht mehr so lang vor. Wenn du das tust, Cooper, wenn du dich aufrichtig bemühst, werde ich Grandpa bitten, einen neuen Fernseher zu kaufen. Einen, der keine Zimmerantenne braucht.«

Er schniefte. »Was, wenn ich mich bemühe, aber trotzdem alles doof finde?«

»Es reicht, wenn du dich bemühst, aber du musst es wirklich aufrichtig versuchen.«

»Wie lange muss ich mich bemühen, bis es einen neuen Fernseher gibt?«

Sie musste laut lachen, und aus irgendeinem Grund wanderten auch seine Mundwinkel nach oben, und das Stechen in seiner Brust ließ nach. »Siehst du, mein Junge. Zwei Wochen, würde ich sagen. Zwei Wochen Trübsal blasen, und jetzt zwei Wochen, in denen du dich bemühst. Wenn du dich wirklich anstrengst, steht schon bald ein neuer Fernseher im Wohnzimmer, versprochen. Einverstanden?«

»Yes, Ma'am.«

»Na gut. Und jetzt lauf hinaus und such deinen Großvater. Er muss etwas erledigen und kann bestimmt Hilfe gebrauchen.«

»Gut.« Er stand auf. Danach wusste er gar nicht mehr, warum das rausmusste: »Sie streiten ständig und merken nicht einmal, dass ich dabei bin. Er hat Sex mit einer anderen. Ich glaube, das passiert öfter.«

Lucy atmete hörbar aus. »Lauschst du und schaust durch Schlüssellöcher, mein Junge?«

»Manchmal. Aber manchmal schreien sie so laut, dass man es gar nicht überhören kann. Auf mich hören sie nie. Manchmal tun sie so, als ob, aber manchmal nicht mal das. Was ich will, ist ihnen egal, Hauptsache, ich störe nicht.«

»Auch das ist hier anders.«

»Kann sein. Vielleicht.«

umzutauschen oder zu behalten, je nachdem, wie die Sache ausging.

»Das Haus ist ja wie neu.« Die Maklerin strahlte und klopfte Shelby aufmunternd auf die Schulter. »Ihre Putzkolonnen haben ganze Arbeit geleistet.«

Shelby dachte an ihre nächtlichen Putzaktionen und lächelte. »Es soll ja was hermachen.«

»Glauben Sie mir, das tut es! Wenn man kurzfristig verkaufen muss, ist das nicht einfach. Manche Interessenten lassen sich davon abschrecken. Ich bin mir sicher, dass wir bald ein paar gute Angebote auf dem Tisch haben werden.«

»Hoffentlich. Am Montag schaut übrigens jemand wegen der Möbel vorbei. Aber wenn sie einer der Käufer erwerben will – gern.«

»Das ist ja fantastisch. Es gibt so viele tolle Stücke. Ich werde die Leute darauf hinweisen.«

Shelby sah sich gründlich um und dachte an die Waffe, die Papiere und das Bargeld, die in Richards Bürosafe lagen.

Dann griff sie zu der großen Umhängetasche, die sie immer mit sich herumtrug.

»Callie und ich gehen jetzt, damit Sie freie Bahn haben. Ich muss einiges erledigen.«

Einen Kombi kaufen zum Beispiel.

Ihr Vater hätte es vermutlich lieber gehabt, wenn sie einen amerikanischen Wagen gekauft hätte. Doch der fünf Jahre alte Toyota, den sie bei einem Autohändler entdeckt hatte, war in puncto

Sicherheit und Zuverlässigkeit top bewertet worden. Und der Preis stimmte.

Er war sogar noch besser geworden, als sie sich zwingen zu handeln und anbot, bar zu bezahlen.

Ihre Hände drohten zu zittern, als sie dem Verkäufer das Geld in die Hand zählte. Die Hälfte sofort, den Rest bei Abholung morgen Nachmittag. Sie riss sich zusammen.

Gut möglich, dass sie nach drei Blocks anhalten und die Stirn aufs Lenkrad legen musste. Noch nie im Leben hatte sie so viel Geld auf einmal ausgegeben. Noch nie im Leben hatte sie ein Auto gekauft.

Jetzt erlaubte sie sich zu zittern, wenn auch nicht vor Nervosität, sondern vor Freude.

Sie war Shelby Anne Pomeroy, auch wenn in ihren Papieren etwas anderes stand, und hatte gerade einen kirschroten Toyota-Kombi erworben. Und zwar ganz allein.

Außerdem hatte sie es geschafft, den Verkäufer um tausend Dollar runterzuhandeln. Weil sie sich getraut hatte.

»Wir schaffen das, Callie«, sagte sie, auch wenn ihre Tochter inzwischen eingeknickt war. »Wir schaffen das.«

Übers Handy rief sie die Leasingfirma an und organisierte jemanden, der den Geländewagen abholte. Sie zwang sich zu fragen, ob man sie bei der Gelegenheit zu ihrem Kombi bringen könne.

Wo sie schon einmal dabei war, konnte sie gleich das mit der Versicherung regeln. Callie schlief. Da musste zur Abwechslung der Geländewagen als Büro herhalten.

Nachdem sie die Versicherung auf den neuen Wagen umgemeldet hatte, ging sie auf die Website, auf der sie ihren Wein angeboten hatte.

»Ach, du meine Güte! Callie, es sind schon Angebote da.«

Ebenso entzückt wie fasziniert, addierte sie alles zusammen und stellte fest, dass bereits tausend Dollar geboten worden waren.

»Heute Abend werde ich weitere zwölf Flaschen ins Netz stellen.«

Da sie gerade eine Glückssträhne zu haben schien, beschloss sie, nach Philadelphia hineinzufahren. Trotz ihres Navis bog sie falsch ab, und der viele Verkehr stresste sie. Dennoch fand sie das Pelzgeschäft und schleppte ihren ungetragenen Nerz samt ihrer Tochter hinein.

Zu ihrer Überraschung erntete sie dort keine mitleidigen Blicke. Niemand sah auf sie herab, weil sie den Mantel zurückgab. Mit dem Geld konnte sie einen beträchtlichen Teil der Kreditkartenschulden abtragen, sodass der Rest gleich weniger furchterregend wirkte. Ganz abgesehen davon, dass es die Zinsen senkte.

Sie hatte viel zu lange in Schockstarre verharret. Jetzt war das Eis gebrochen, jetzt würde sie so schnell nichts mehr aufhalten. Vor lauter Begeisterung lud Shelby ihre Tochter zu McDonalds ein.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)